

Lord Ralf Dahrendorf

Öffentliche Sozialwissenschaft

Nützlich? Lehrreich? Unterhaltsam?



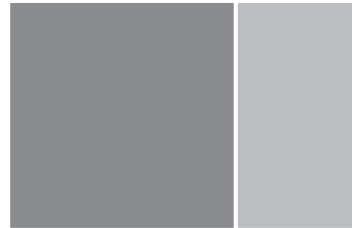
WZB-Vorlesungen **1**

Lord Ralf Dahrendorf

Öffentliche Sozialwissenschaft

Nützlich? Lehrreich? Unterhaltsam?

Sonntagsmatinee
am 9. September 2001



WZB-Vorlesungen **1**

Wissenschaftszentrum Berlin
für Sozialforschung (WZB)
D-10785 Berlin-Tiergarten
Reichpietschufer 50
Telefon: 030-25 49 1-0
Telefax: 030-25 49 16 84
Internet: <http://www.wz-berlin.de>

Redaktion: Burckhard Wiebe
Gestaltung: kognito GmbH, Berlin
Druck: H. Heenemann, Berlin
WZB, 2001

Öffentliche Sozialwissenschaft

Nützlich? Lehrreich? Unterhaltsam?

Als der Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin mich bat, etwas zum Thema des Unterhaltungswerts der Sozialwissenschaften zu sagen, war ich zunächst verblüfft. „Wie hoffnungslos ist das Geschäft der sozialwissenschaftlichen Aufklärung, wenn es nicht unterhaltend sein kann?“ war eine der Fragen von Professor Kocka.

Zur Einstimmung in das Thema legte er ein Exemplar der „Gegenworte“ bei, also der von der Berlin-Brandenburgischen Akademie herausgegebenen „Zeitschrift für den Disput über Wissen“. Darin ist von PUS die Rede und auch von PUST und PUSH; letzteres heißt „Public Understanding of Science and Humanities“ und klingt nicht unbedingt unterhaltsam. Glücklicherweise gibt es auch ein Editorial des immer unterhaltsamen Präsidenten der Akademie Dieter Simon, der sich mit den angelsächsischen Bemühungen anfreunden kann, der Wissenschaft „durch eine Mischung aus Erziehung, Aufklärung und (neuerdings auch) Spass“ zu öffentlichem Verständnis zu verhelfen.¹

Dieter Simon ist allerdings Jurist, und Juristen haben es leichter. Mir fiel das kleine Buch mit dem possierlichen Titel „Nationalökonomologie“ ein, in dem der Herausgeber sich beklagt, daß alle Sozialwissenschaften „-ologien“ sind – Soziologie, Ethnologie, Psychologie, Politologie –, nur die arme Ökonomie nicht. Orestes V. Trebeis nennt sich der Herausgeber, und man erkennt in Orestes den Horst und in Trebeis den verkehrten Siebert.

Er klagt über die Humorlosigkeit seines Fachs und beneidet die Juristen, die so schöne Fälle konstruieren können wie den Zusammenstoß eines

¹ Gegenworte – Zeitschrift für den Disput über Wissen. Hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, 3. Heft, Frühjahr 1999. S.3

teuren Autos mit einem Paddelboot auf einer zeitweise überschwemmten Landstraße: Seerecht oder Landrecht? Selbst Soziologen traut Trebeis noch mehr Humor zu als Ökonomen, wenn auch nicht ohne Ironie: „Soziologie und Witz entsprechen sich: beide hinterfragen die soziale Existenz, die eine strukturell-funktional, der andere hilar-muskulär“, also mit Hilfe des Lachmuskels.²

Trebeis-Siebert sucht dem mangelnden Unterhaltungswert der Ökonomie mit allerlei Beiträgen meist angelsächsischer Provenienz abzuhelpfen, denen er ein paar eigene Produkte anfügt, nämlich Limericks von dieser Art und Güte:

Aus Britten der hohe Lord Keynes
frug sich dies und immer nur aynes
warum unemployt
so viele loit
jetzt weiß man es auch in Maynes.

Nun ja. Mir hat unter den Beiträgen zur „Nationalökonomologie“ am besten der gefallen, in dem es heißt:

„Was die Weltwirtschaft angeht, so ist sie verflochten. Wenn die Ware den Unternehmer durch Verkauf verlassen hat, so ist sie nichts mehr wert, sondern ein Pofel, dafür hat aber der Unternehmer das Geld, welches Mehrwert genannt wird, obgleich es immer weniger wert ist. Wenn ein Unternehmer sich langweilt, dann ruft er die andern, und dann bilden sie einen Trust, das heißt, sie verpflichten sich, keinesfalls mehr zu produzieren, als sie produzieren können, sowie ihre Waren nicht unter Selbstkostenverdienst abzugeben. Daß der Arbeiter für seine Arbeit auch einen Lohn haben muß, ist eine Theorie, die heute allgemein fallengelassen worden ist.“

Das stammt allerdings nicht von einem Wirtschaftswissenschaftler, nicht einmal einem Wissenschaftsjournalisten, sondern von Kurt Tucholsky.

² Orestes V. Trebeis (Hg.), Nationalökonomologie, Mohr (Siebeck): Tübingen 1979, Zitate auf S.6, 9, 24, 82

Als ich derlei las, kamen mir auch andere Beispiele in den Sinn. Theodor Eschenburg zum Beispiel, mit dem ich jahrelang in Tübingen Kandidaten für das Höhere Lehramt prüfte, hatte immer Fälle parat, mit denen er auch seinen Mitprüfer, also mich, in Verlegenheit brachte. Sein exemplarischer Bürger war ein Mensch namens Kasimir Pachulke. Dessen Gemeinde hatte eine Fenstersteuer eingeführt; nun wollte er diese für verfassungswidrig erklären lassen und klagte. Konnte er das? Ja, aber Kasimir Pachulke würde verlieren; die Gemeinde war vielleicht unweise, aber im Recht.

Dann erinnerte ich mich an Heinrich Popitz, der seine eleganten kleinen soziologischen Traktate Freunden stets mit erklärenden Schüttelreimen zusandte. Bei der 2. Auflage der „Phänomene der Macht“ gab es sogar zu jedem Kapitel einen Schüttelreim, zum Beispiel:

Auctoritas, potestas – was, die sich scheiden, bindet?
Daß man viel Treu und Glaub'-mit beiden schindet.

Oder:

Baust mächtig du 'nen Daten-Tower,
Bekommen deine Taten Dauer.

Oder:

Soll'n sich als Sieger doch die Laffen wiegen,
Der Weise läßt zuerst die Waffen liegen.

Von allen Popitzschen Schüttelreimen habe ich den zu seiner Normativen Konstruktion von Gesellschaft am subtilsten gefunden:

Siehst du sie rein, in nackten Formen,
So werden dir aus Fakten Normen.

Nicht die normative Kraft des Faktischen wird hier beschworen, die ein positivistischer Irrtum ist, sondern die Tiefenstruktur jener Beobachtungen, die wir Tatsachen nennen, die aber immer den Blick auf normative Bezüge freigeben.

Da erreichen wir indes den Punkt, auf den es mir hier ankommt: Der Unterhaltungswert von Tucholsky ist unbestritten, obschon man an seiner

Wissenschaft zweifeln mag. Wenn aber Wissenschaftler unterhaltsam zu sein versuchen, bleiben sie doch unter sich. Zuweilen sind ihre Limericks und Schüttelreime esoterischer als ihre Traktate.

Das gilt übrigens auch für die Beispiele der Juristen und Politologen, in denen das angebliche tägliche Leben nicht mehr viel mit dem Alltagsleben zu tun hat. Herr Trebeis ist eben doch nur Herr Siebert auf den Kopf gestellt. Das bezieht sich nicht auf Heinrich Popitz, der die Esoterik pflegt. Es bezieht sich aber auf diejenigen, die meinen, ihre Wissenschaft – wie sagt es Orestes Trebeis? – „hilarisch“ angereichert zu haben und die in Wirklichkeit nur ihre schwer verdauliche Kost noch mit gezuckertem Essig untermischen.

Das kann übrigens auch für den Versuch gelten, Wissenschaft durch moderne Medien öffentlich zu machen. Archäologen, Kunstwissenschaftler, auch Zeitgeschichtler und manche Naturwissenschaftler haben es in dieser Hinsicht leichter. Auch wenn ihr Text, ihr Kommentar noch so fade oder trocken ist, bleiben doch die Bilder einprägsam. Sozialwissenschaftler, solche mit theoretischer oder analytischer Orientierung zumal, müssen sich indes vorsehen.

John Kenneth Galbraith ließ für seine Fernsehserie zur Geschichte des ökonomischen Denkens Scherenschnitte großer Gestalten anfertigen. In einer unvergeßlichen Szene erklärte er die Dialektik, indem er die Silhouetten von Hegel und Marx aufeinander zu bewegte, bis ihre Nasen sich berührten, und dann wieder auseinander führte, und das ganze drei- oder viermal. In diesem Fall war die Komik komplett, aber leider unfreiwillig, und ob irgend jemand Dialektik nachher besser verstand als vorher, mag man mit Fug bezweifeln.

Könnte es sein, daß die gute alte Vorlesung noch immer die angemessene Form der öffentlichen Wissenschaft, vor allem der öffentlichen Sozialwissenschaft ist? Damit meine ich die Vorlesung ganz ohne Dias, die Vorlesung als Schauspiel, als Ereignis. Georg Simmel war ein Meister dieser Kunst. Er „simmelte“ nämlich (woran Lorenz Jäger uns in einem schönen Artikel erinnerte³), will sagen, er untermalte seine Worte so eindringlich mit Bewegungen, daß seine Zuhörer hingerissen waren.

3 Lorenz Jäger, „Simmels Tanz“, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. August 2001, S.N5

„Unvergeßlich die Szene“ – so Ludwig Marcuse – „wie [Simmel] auf der äußersten Kante des Katheders wippend, den gespitzten Bleistift in die Luft bohrte – gewissermaßen in einen unsichtbaren Stoff: Symbol des passionierten Analytikers.“

Simmels Vorlesungen waren voll, zugegebenermaßen nicht zuletzt mit Damen der Berliner Gesellschaft. Akademisch half ihm das wenig. Die hohen Herren der Fakultäten waren zwar „professores ordinarii publici“, ordentliche öffentliche Professoren; aber ihr Sinn für Ordnung war zumeist ausgeprägter als der für Öffentlichkeit.

Ein bißchen haben einige von uns diese Stimmung noch in den frühen 60er Jahren an der Universität Tübingen gespürt. Drei von uns lasen im Festsaal, was an sich schon nicht ganz seriös war, wenn man nicht gerade die Einführung in die Rechtswissenschaft vortrug. Hans Küng verbreitete seine schweizerisch-republikanisch eingefärbten katholischen Heterodoxien. Walter Jens brachte die deutsche Literatur in oft kräftiger, „unakademischer“ Sprache zum Leben.

Ich probierte mein späteres Buch „Gesellschaft und Demokratie in Deutschland“ an einem studentischen Publikum aus, zu dem neben heute wohletablierten Kandidaten der Jurisprudenz und Ökonomie auch Gudrun Ensslin und Bernward Vesper gehörten. Unsere Fakultätskollegen sahen das alles mit großen Bedenken.

Lassen Sie mich an diesem Punkt etwas über die öffentliche Wissenschaft sagen (wobei ich vor allem die Sozialwissenschaft im weiten Sinn, also einschließlich von Ökonomie und Jurisprudenz, im Sinn habe). Wissenschaft ist ihrer Natur nach öffentlich; Geheimwissenschaft ist keine Wissenschaft. Sie ist Alchemie oder gar Sektierertum, wie es die „Raeli-aner“ der Biologin Brigitte Boisselier zum Zweck des Klonens von Menschen pflegen.

Wissenschaft bedarf der Publikation und der Diskussion. Sie ist Inbegriff der offenen Gesellschaft. (Die Analogie zwischen Poppers Wissenschaftstheorie und seiner politischen Analyse ist kein Zufall.) Zugleich aber findet Wissenschaft nicht auf dem Marktplatz statt. Sie braucht die Stille der Konzentration, das unaufgeregte Verfolgen von Ideen, die von äußeren Einflüssen ungestörte Forschung.

Wer meine „Geschichte der London School of Economics“ (LSE) gelesen hat, kennt die Episode des British Brookings, die zu wiederholen sich lohnt, weil sie inzwischen eine Fortsetzung gefunden hat.⁴ Ich kam 1974 direkt aus politischen Ämtern, zuletzt dem des Europa-Kommissars, in die Stellung des Direktors der LSE. So ist es nicht überraschend, daß ich die beiden Erfahrungen verbinden wollte.

Mein Gedanke war es, an der Hochschule eine Art Brookings Institution, also eine politikberatende Forschungsstelle zu errichten. Zwölf Fellows im Professorenrang sollte es geben, dazu eine enge Beziehung zur seriösen Presse und vor allem die Beteiligung nachdenklicher und vernünftiger Leute aus der Praxis.

Die „Laien“ im Gouverneursrat der LSE waren angetan von dem Plan; die führenden Köpfe der Fakultäten weniger. In der Tat kam der Widerstand sowohl von der Rechten als auch von der Linken. Ein Ökonom eher rechter Provenienz verteidigte (in einer Schlüsselsitzung des gesamten Lehrkörpers) die Einheit von Forschung und Lehre und die Autonomie der Universität von allen praktischen Interessen. Ein Jurist und bekannter Sprecher der Linken gab ihm Sukkurs; da er Waliser war, tat er das in Gedichtform:

I distrust 'thoughtful and sensible people',
I'm appalled by the 'serious Press'
And see twelve professorial Fellows
As apostles of doom and distress.

But above all whatever the politics
Of Institutes, Centres or Tanks
I prefer LSE uncommitted –
And return your paper, with thanks.

Das war deutlich und ließ den Direktor in keinerlei Zweifel. Der gelehrte Dichter machte sich lustig über meinen Hang zur „seriösen Presse“ und meine Vorliebe für „nachdenkliche und vernünftige Leute“, er hielt nicht viel von den zwölf Fellows im Professorenrang. So gab er mir mein

⁴ Ralf Dahrendorf, A History of the London School of Economics and Political Science 1895–1995, Oxford University Press: Oxford 1995, S.490 ff.

Diskussionspapier mit einer großen Geste – und unter dem Beifall der Dozenten – zurück.

Ich verstand die Botschaft. Gerade die London School of Economics, mitten im London der Politik und der Geschäfte und der Gerichte gelegen, von gegenüber weltlichen Versuchungen anfälligen wissenschaftlichen Disziplinen geprägt, brauchte die Distanz zur Praxis, um ihrer wissenschaftlichen Aufgabe gerecht zu werden. Das war übrigens von den Anfängen ihr Prinzip gewesen.

Sidney Webb, der Gründer der LSE und zugleich Papst der sozialistischen Fabier, hatte das Prinzip einmal in die fast schon nicht mehr glaubhafte Formulierung gefaßt, er würde eher seine starken und tiefgehenden politischen Überzeugungen aufgeben als seinen Glauben an die wertfreie Wissenschaft. Webb war kein Max Weber. Er war überzeugt, daß die Wissenschaft seine politischen Präferenzen am Ende bestätigen würde. Aber was die LSE betraf, achtete er penibel auf ihre politische Neutralität.

Im Jahre 1976 entstand an der LSE also kein British Brookings. Doch haben sich in dem Vierteljahrhundert danach viele Dinge geändert, darunter auch die Einstellung der LSE zu Wissenschaft und (politischer) Praxis. Mein Nach-Nach-Nachfolger Anthony Giddens hat vom ersten Tag seines Direktorats an nicht gezögert, den „dritten Weg“ vom Katheder zu verkünden. Er hat seine Freunde Tony Blair und Bill Clinton und Fernando Henrique Cardoso und Romano Prodi zu vielbeachteten Vorträgen und lebhaften Diskussionen geholt. Mehr noch, er hat eigens Zentren und Institute gegründet zur Förderung der Demokratie, zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, zur Verbreitung der Risikogesellschaft, zur Ermunterung ehrenamtlicher Tätigkeiten und, unter dem Namen „Europa-Institut“ zur ständigen Diskussion dessen, was anfangs „dritter Weg“ hieß und heute meist „good governance“ genannt wird, also das gute, will sagen neo-sozialdemokratische Regieren.

Wenn ich dies mit etwas Ironie (und leichter Übertreibung) schildere, dann spricht daraus meine Nostalgie für das alte Motto der LSE aus Vergils „Georgica“: „*rerum cognoscere causas*“, glücklich wer den Dingen auf den Grund gehen kann. Indes habe ich mich mit den Veränderungen an der London School of Economics nicht nur abgefunden, sondern finde es heute möglich, sie zu verteidigen (wenn sie denn Verteidigung brauchen).

In meiner Zeit lebte die LSE von und in der Illusion, eine Hochschule aus einem Guß zu sein, eine einzige Fakultät für Sozialwissenschaften. Ihre Kernaufgaben in Forschung und Lehre waren nicht die ganze Wahrheit; es gab immer das besondere Interesse zum Beispiel an Studenten aus benachteiligten Gruppen; auch war die LSE stets ein Forum für die politischen Führer der Zeit.

Indes trennten Dozenten und sogar Studenten sorgsam ihre wissenschaftlichen und ihre praktischen Interessen. Sogar Harold Laski suchte sich an diesen Grundsatz zu halten, der erst in den Wirren von 1968 – den sogenannten „troubles“ – in Gefahr geriet – und dann ebenso sehr durch die Insistenz der Rechten, „ihre“ Hochschule zu bewahren, wie die Attacken der Linken, die sich eher auf die Gesellschaft ringsum als an die LSE richteten.

Für eine solche Hochschule aus einem Guß ist eine Brookings Institution, ein Zentrum für Politikberatung, ein Fremdkörper. Tony Giddens dirigiert indes im Jahre 2001 eine ganz andere Einrichtung. Auch die LSE ist zu einer postmodernen Hochschule geworden, zu einem Patchwork von Zentren und Instituten, Diplomen und Magistergraden. Da gibt es nach wie vor die „reinen“ Wissenschaftler, denen nicht nur der „dritte Weg“, sondern die ganze Verwischung von Wissenschaft und Praxis suspekt ist.

Es gibt aber auch die, die zugleich in einem Versicherungsunternehmen und im Zentrum für Risikoforschung arbeiten, ganz zu schweigen von Exministern in der Sozialpolitik und zukünftigen Abgeordneten in mehreren Fächern. Drei Ökonomen und zwei Juristen der LSE sitzen (von einem Soziologen abgesehen) im House of Lords. *Ein* Brookings würde die Harmonie der wissenschaftlichen Hochschule stören; viele Brookings erlauben sogar wieder ganz ungestört esoterische Zentren zum Beispiel für Wissenschaftstheorie oder Ethnologie oder ökonomische Theorie.

Gefahr und Reiz der Postmoderne liegen nahe beieinander; sie stecken beide in Paul Feyerabends risikoreichem Grundsatz: „anything goes“. Alles ist möglich – und warum nicht auch wirklich? Da fallen viele Grenzen und mit ihnen Strukturen. Oft fällt auch die Genauigkeit. Die Sozialwissenschaften sind von solchen Neigungen in besonderem Maße betroffen, wobei ich jetzt den Begriff in einem engeren Sinn verwende, für Soziologie und Politologie und deren unmittelbare Nachbarn.

Es fällt nicht schwer, Namen derer zu nennen, die die postmoderne Ungenauigkeit geradezu kultivieren. Die meisten sind übrigens sympathische Zeitgenossen, auch wenn ihre Öffentlichkeit nicht immer von ihrer Wissenschaft gedeckt wird. Oder fange ich jetzt an, so zu reden wie unsere Altvorderen seinerzeit über Hans Küng und Walter Jens und mich geredet haben?

Was den reinen Unterhaltungswert der Sozialwissenschaften, oder zumindest ihrer öffentlich weithin sichtbaren Vertreter betrifft, so kommen einem Bilder in den Sinn, die je auf ihre Weise an Simmel und das „Simmeln“ erinnern: Tony Giddens in einem Saal voll ernster Herren und auch Damen, wie er sich zunächst die Jacke auszieht, die Ärmel aufkrepelt und dann mit dem Mikrophon in der Hand, frei Brillantes zum neuen Lebensstil assoziierend, durch den Saal wandert. Ulrich Beck, der mit gleichbleibend fröhlichem Gesicht dem von Palästina und Mazedonien und Irland verwirrten Publikum mitteilt, die Weltbürgergesellschaft sei angebrochen. Amitai Etzioni, der im Gegenteil ein Establishment-Image pflegt, um seine kommunitaristische Lehre unter die Mächtigen zu bringen. Pierre Bourdieu, auch Jacques Attali, Alain Minc kommen einem in den Sinn. Dann all die üblichen Verdächtigen, die man auf Management-Tagungen, Konferenzen über gutes Regieren und natürlich die alten Bekannten, Bilderberg, Davos, Trilaterale Kommission trifft.

Die unterhaltsamen Sozialwissenschaftler sind übrigens allesamt Optimisten. „Globalisierung plus“ ist ihr aktuelles Thema, also die freudige Zustimmung zu den weltwirtschaftlichen Zeichen der Zeit, wenn und insofern ihnen noch ein gewisses Extra hinzugefügt wird, ein neuer Lebensstil, Weltbürgertum, Gemeinschaft.

Doch habe ich mich einmal mehr fortreißen lassen von der einen Vokabel „unterhaltsam“ im Untertitel meines Vortrags. Gewiß, das Unterhaltsame ist zumindest insofern nützlich, als es gute Stimmung verbreitet, und solchen Nutzen soll niemand unterschätzen. Es gibt indes noch einen Nutzen der Wissenschaft im engeren Sinn, der aus ihrer Anwendbarkeit entsteht. Darauf kam es mir ja an bei der Idee des British Brookings, und dem Wissenschaftszentrum liegt die Absicht gewiß nicht fern. Über Nützlichkeit in diesem Sinn möchte ich noch ein paar Worte sagen, und zwar im Zusammenhang mit dem anderen Gedanken, der Öffentlichkeit der Wissenschaft.

Dabei orientiere ich mich einmal mehr an einem Beispiel aus meiner persönlichen Erfahrung, wenn auch einem, das Sie zunächst überraschen mag: der Stammzellforschung. Ich bin, „als Sozialwissenschaftler“, Mitglied der Kommission des britischen Oberhauses, die bis zum Jahresende dem Parlament Aufschluß darüber geben soll, ob die Ausweitung der Embryoforschung von Begleitthemen der künstlichen Befruchtung auf die Ursachen bestimmter schwerer Krankheiten ermöglicht werden soll. Die Aufgabe fasziniert schon darum, weil sie Interessen der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Politik und der Ethik in ungewöhnlicher Weise verbindet.

In Deutschland gibt es zu diesem Thema eine ungewöhnlich lebhafte und argumentreiche öffentliche Diskussion. Diese ist nach meinem Urteil geradezu ein Musterbeispiel für den öffentlichen Diskurs in einem demokratischen Gemeinwesen. Jürgen Habermas sollte triumphieren; fast könnte man meinen, der „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ sei für einmal rückgängig gemacht. Zwei Fragen bleiben allerdings zu stellen, derentwegen ich das Beispiel hier aufnehme: Welche Rolle spielt in diesem Diskurs die Wissenschaft? Wer soll am Ende die notwendigen Entscheidungen treffen? Beide Fragen sind für die Sozialwissenschaften relevant.

Was die Rolle der Wissenschaft betrifft, so zeigt diese eine im Grunde erstaunliche, wenn auch zeitgemäße doppelte Schwäche. Diese liegt einmal in dem, was ich Öffentlichkeitssucht nennen will. Wissenschaft braucht Öffentlichkeit, aber vorschnelle Öffentlichkeit verdirbt das Ethos der Wissenschaft und zugleich ihren Ruf. Damit meine ich im Fall der Stammzellforschung einerseits die Erfolgsmeldungen über die Behandlung von Krankheiten, andererseits und vor allem aber die über die Verwendung adulter Stammzellen. Beides mag eines Tages zutreffen; aber einstweilen gibt es nur allererste Anzeichen und im übrigen Hoffnungen. Diese vorzeitig als Errungenschaften zu verkünden, entspricht zwar einer Kultur des Augenblicks und der dazugehörigen Stars oder Starlets, aber schwerlich den Grundsätzen einer ernstzunehmenden Wissenschaft.

Indes wissen manche Wissenschaftler selbst nicht, ob sie sich ernstnehmen sollen oder nicht. Sie sind ungeheuer empfindlich gegenüber dem, was sie für die öffentliche Meinung halten. Gerade bei der Stammzellforschung zeigt sich, wie sehr sie im Winde der Stimmungen

schwanken. Statt die absehbaren Chancen der Forschung darzulegen und im übrigen die ethischen Entscheidungen abzuwarten, beginnen sie Forschungen im Verschwiegenen und brechen sie dann wieder ab, weil sich Widerstand regt. Auch die Organisationen der Wissenschaft sollten sich darauf beschränken, Möglichkeiten aufzuzeigen und nicht gesellschaftlichen Entscheidungen vorzuziehen.

Die schon einmal zitierte Zeitschrift „Gegenworte“ gibt viele Beispiele für die Unsicherheit der Wissenschaft gegenüber einer allerdings selbst unsicher gewordenen Öffentlichkeit. Auch diese Unsicherheit ist indes verständlich. Wer soll die Entscheidung treffen, ob Forschung an embryonalen Stammzellen, die deren Vernichtung einschließt, erlaubt und wie sie gegebenenfalls kontrolliert werden soll?

In Deutschland wird die Antwort vermutlich – wie in vielen Zweifelsfällen – lauten: die Gerichte, am Ende das für die Menschenwürde zuständige Bundesverfassungsgericht. In Großbritannien wird die Antwort ebenso berechenbar lauten: das Parlament, das allein zu Entscheidungen in letzter Instanz berechtigt ist.

In beiden Ländern und auch sonst wird man befürchten, daß „der Markt“ tatsächlich die Entscheidungen trifft, wobei der abstrakte Begriff wie auch sonst entweder die Vereinigten Staaten von Amerika oder eine eher unbekanntere Menge von Interessenten meint. Nicht nur die Vernichtung von Embryos wird stattfinden, sondern auch die Erforschung des Klonens, in privaten amerikanischen Instituten, in Libyen oder Malta, in Singapur und wer weiß wo noch.

Sozialwissenschaftliche Forschung geht nicht ganz so ans Magere wie zuerst die nukleare Physik und jetzt die Stammzell-Biologie; aber das Grundthema bleibt für alle relevant: Wie kann angesichts der wissenschaftlichen Entwicklung Demokratie noch funktionieren? John Durant hat (und auch das entnehme ich den „Gegenworten“) in einem Bericht für die Max-Planck-Gesellschaft die selbst schon parteiische Frage gestellt: Wie kann das Volk weise herrschen? In der klassischen Theorie der Demokratie reichte der gesunde Menschenverstand, der „common sense“. Auch dieser setzt Information und Diskurs voraus, aber heute ist mehr vonnöten. „Da aber viele der Probleme, mit denen sich heute eine demokratische Gesellschaft konfrontiert sieht ... wissenschaftliche und

technische Fragen zumindest berühren, dürfte es fast unmöglich sein, ernsthaft eine demokratische Position zu vertreten, ohne ein Befürworter von ‚Public Understanding of Science‘ zu sein.“⁵ Gewiß, gewiß – aber wer soll am Ende entscheiden?

Ich sehe hier eines der Probleme einer tief in die Krise geratenen parlamentarischen Demokratie. Manchmal, in ganz eigennützligen Momenten, kommt mir die durchaus undemokratische Einrichtung des House of Lords nicht als das Problem, sondern als die Lösung des Problems vor. Da treffen sich die vielfältigen Elemente von Entscheidungen in Form von Wissenschaftlern und Politikern, Bischöfen und Richtern und sogar manchen mit gesundem Menschenverstand Ausgestatteten; da gibt es die relative Muße der gründlichen Debatte und zugleich die Gewohnheit, diese zu Entscheidungen zu bringen.

Aber ich muß aufhören, ohne eine Lösung des Problems anzubieten. Schon klingt es ja, als sei ich doch wieder bei dem unterhaltsamen Teil meines Themas angekommen. Es sei denn, daß Sozialwissenschaftler mit praktischem Sinn sich der Sache annehmen; denn nichts verlangt im Interesse der Freiheit heute mehr informiertes Nachdenken als die Zukunft der Demokratie, damit der Verfassung der Freiheit.


⁵ John Durant, zitiert in Gegenworte (l.c.), S.8-

Der Autor



Ralf Dahrendorf

Geboren 1929 in Hamburg, Soziologe, Dr. phil. (1952), Habilitation 1957, Lehr- und Forschungstätigkeiten an den Universitäten Saarbrücken, Hamburg, Tübingen, Konstanz, New York, Oxford; Parlamentarischer Staatssekretär im Auswärtigen Amt 1969–1970; Mitglied der Europäischen Kommission 1970–1974; Direktor der London School of Economics 1974–1984; Rektor („Warden“) des St. Anthony’s College Oxford 1987–1997; seit seiner Ernennung zum „Baron of Clare Market in the City of Westminster“ (1993) Mitglied des House of Lords des britischen Parlaments.



Wissenschaftszentrum Berlin
für Sozialforschung

D-10785 Berlin
Reichpietschufer 50